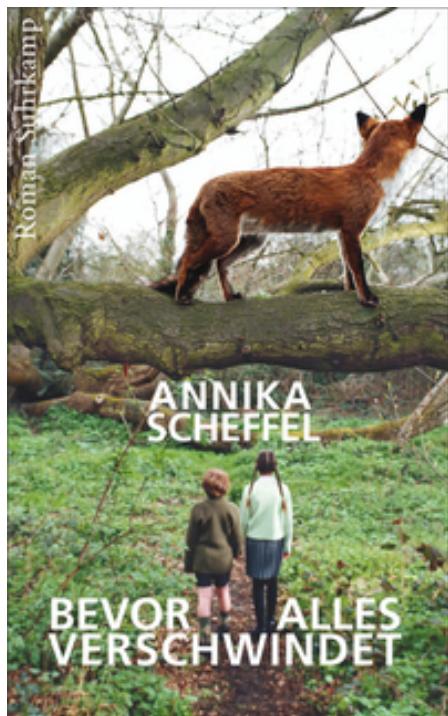


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Scheffel, Annika
Bevor alles verschwindet

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4677
978-3-518-46677-3

suhrkamp taschenbuch 4677

Wie in einer Hängematte liegt der kleine Ort im Tal, hier haben es sich Jula, Jules und die anderen über die Jahre bequem gemacht. Seit sie zur Taufe durch den spärlichen Flussarm gezogen wurden, fühlen sie sich gewappnet für so ziemlich alles: An Gott glaubt hier keiner, man glaubt an blaue Füchse und an kopflose Löwen.

Eines Tages werden in den umliegenden Wäldern »die Verantwortlichen« gesichtet, mit Bauplänen für ein Erholungsgebiet. Eine Umsiedlung des Ortes steht bevor. Mit allem, was sie haben, lehnen die Bewohner sich auf gegen das Urteil.

Bevor alles verschwindet ist ein Roman wie ein Funkenschlag. Eine Geschichte von dunklen Geheimnissen und letzten Hoffnungen, dabei ebenso tragisch wie absurd komisch.

Annika Scheffel, 1983 in Hannover geboren, ist Prosa- und Drehbuchautorin. 2010 erschien ihr Debütroman *Ben*, der auf der SWR-Bestenliste stand. Annika Scheffel lebt mit ihrer Familie in Berlin. *Bevor alles verschwindet* ist ihr erstes Buch im Suhrkamp Verlag.

Annika Scheffel
Bevor alles verschwindet
Roman

Suhrkamp

Umschlagabbildung: Getty Images / Image Source

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4677

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner

Satz: Satz-Offizin Hücker GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46677-3

Bevor alles verschwindet

Für F.

Gegen die verdammte Endlichkeit.

Und da Jona anfing hineinzugehen eine Tagereise in die Stadt, predigte er und sprach: Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen.

(Jona 3,4)

... denn ein Traum ist alles Leben und der Träumer selbst ein Traum.

(Pedro Calderón de la Barca)

Der Ort, an den die Reise führt, und seine Bewohner sind frei erfunden, Ähnlichkeiten mit realen Personen, mit noch existierenden, abgebrochenen oder versunkenen Orten zufällig. Und: Wer oder was sich hier eingeschlichen hat, darf bleiben.

Jula Später

Die Landstraße, querfeldein, Hügel hinauf und hinunter, und das bei schönstem Herbstsonnenschein, eigentlich eine Glücksgarantie, und vielleicht pfeift er deshalb vor sich hin, auf jeden Fall dreht sie ihm jetzt das Radio ab. Gleich wird sie es sehen, das Wasser, dann sind sie da, am See, und »Kein Mensch« sagt Anton und nimmt ihre linke Hand, die mit dem tiefen Schnitt, das darf er nicht und das weiß er eigentlich, deshalb sagt sie schnell »Da vorn« und zieht die Hand weg. Jula zeigt auf die Spitze des Turms, auf das goldene Kreuz.

»Wahnsinn«, sagt Anton. »Echt, das ist der absolute Wahnsinn.«

Sie macht sich nicht einmal die Mühe zu nicken, aber Anton stört das nicht, so ein kindisches, so ein merkwürdiges Verhalten, Anton ist heute nur hier, um für sie zu tun, was er tun kann. Dafür hat er sich freigenommen.

»Damit endlich Schluss ist«, hat er gesagt. Um ihn wiederzusehen, denkt Jula.

Nein, Anton soll nicht mitkommen, das letzte Stück. Da oben am neuen Ausflugsparkplatz soll er sich hinstellen, vielleicht eine rauchen, er kann ein paar Fotos machen mit seiner überdimensionalen Kamera, er kann die Aussicht genießen, auf das zu dieser Jahreszeit schon vollkommen ausgestorbene Freizeitparadies, sich in Sicherheit wiegen, aber auf keinen Fall kann er mitkommen und er darf ihr nicht nachgehen:

»Und nicht gucken, bitte.« Anton will Jula einen Kuss ge-

ben, aber die dreht sich weg und Anton küsst die Luft, wie so oft.

»Nicht hier«, sagt Jula. Aber vielleicht hat er sich auch verhört, vom See her bläst der Wind viel stärker als dort, wo sie herkommen, als zu Hause in der Stadt, wo Jula sich besser auskennt mittlerweile, besser als hier.

Jula steigt den schmalen Pfad die Böschung hinab, auf den See zu, wo das Kreuz leuchtet wie früher, wie blankpoliert, dabei kann Greta – wie hieß sie noch mal mit Nachnamen, Mallicht, Mawicht, Mallnicht – sich in diesem April nicht darum gekümmert haben. Vereinzelte junge Bäume stehen unten am Ufer, zu schmal, um weite Schatten zu werfen, aber das wird noch. Irgendwo da muss er sein, da muss sie hin, und jetzt rutscht sie aus, fängt sich im letzten Moment, landet mit der rechten Hand in etwas Stachligem und schlittert im feuchten Laub in Richtung Wasser. Der See will sie haben, auch sie, das hätte sie sich denken können. Der Pfad muss gesichert werden, da kann man sich sonst das Genick brechen. Kurz überdenkt Jula diese Option, dann konzentriert sie sich auf den Abstieg.

Dicht am Ufer steht ein Stein, rundherum wurden Rosen gepflanzt, wahrscheinlich sind es die alten Stöcke vom Friedhof, die wollten sie damals mitnehmen, für eben das hier, für diese Gedenkstätte. Jula geht auf den Stein zu wie auf einen Altar, und das erste Mal seit langer Zeit hat sie keine Angst. Er wird kommen, er muss. Dort, weit hinten an der Mauer, am Rande des Sees leuchtet noch immer seine Botschaft, klitzeklein von hier aus, aber Jula weiß, was dort geschrieben steht.

Sie wendet den Blick ab, sieht auf den Stein, auf die Jahreszahlen, und plötzlich spürt sie ihn, da ist er endlich.

»Gegründet neuhundertdreißig«, sagt Jules und: »Sieh mich nicht an.«

Jula fährt mit dem Finger über den Bindestrich und über

die Zahl dahinter, das Ende des Ortes. »Untergegangen vor ein paar Jahren«, sagt sie, und Jules nickt, Jula hat ihn vor Augen, ohne ihn anzusehen, sie erinnert sich genau. In identischen olivgrünen Herbstanoraks stehen sie vor dem Stein, gleich groß sind sie, gleich dünn und gleich unbeholfen, von hinten unterscheiden sie sich nur durch die Haarlänge und dadurch, dass Jules' Haar nass glänzt. Mittlerweile ist er fast zehn Jahre jünger als sie.

Jules beginnt die Inschrift zu lesen, die irgendein Hellseher oder Verrückter für den Stein ausgewählt haben muss, zweisprachig und holprig. »Von Calderón de la Barca«, sagt Jula. »Das klingt schön, wie du das sagst«, sagt Jules und: »Hast du Spanisch gelernt?« Das hat sie, sie hat viel versucht, um sich abzulenken.

»Vielleicht ist der Ort noch da«, sagt Jula.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagt Jules und wendet sich zum Gehen. Warte, denkt Jula, sie sagt es nicht laut, aber Jules bleibt stehen.

»Es tut mir leid«, sagt sie. »Dass ich weggegangen bin.«

Jules nickt, und dann hört sie, wie er wieder ins Wasser geht, zurück in den Ort. Sie schaut ihm nicht nach.

Ein Abschied, das war endlich so etwas wie ein Abschied, aber weinen kann sie immer noch nicht, dafür ist zu viel verloren. Ein Zuviel, das eigentlich alles ist und gegen das auch ein Mensch wie Anton nichts tun kann und gegen das kein Hiersein hilft, kein Woanders und kein Garnicht. Seit fast zehn Jahren ist sie nicht hier gewesen, jetzt nimmt sie sich Zeit und weiß nicht wofür. Jula setzt sich ins nasse Laub, an den Rand des unermesslichen Sees und wartet.

*

Messgeräte schwingend kalkulierten sie sämtliche Daten, sie zählten jeden Vogel. Schon seit Jahren schllichen sie durch den Ort und die umliegenden Wälder. Zu Beginn waren sie aufgefallen, beobachtet worden, hatten sie Fragen und Ängste mit sich gebracht. Viele Bewohner waren verschwunden, wenige nur geblieben, nach dem ersten Auftauchen der Messenden. Irgendwann waren diese dann unsichtbar geworden und schließlich hatte der Ort sie vergessen. Und so lebten die Übriggebliebenen ihr Leben, wie man es überall tut. Bis es eines Tages ernst wurde, bis die Verantwortlichen kamen.

*

Mona

Die Verkündung

Es ist einer dieser Regenmorgen, die noch aus dem letzten November stammen, eiskalt und doch ohne Schnee und ohne Minusgrade, und das im Januar. Mona Winz, die davon träumt, eines Tages unsterblich zu sein, die sich nach ihrem gescheiterten Fluchtversuch vor fast zehn Jahren geschworen hat, für immer zu bleiben, und die in ein paar Monaten verschwunden sein wird, hat es als Erste erfahren: Mona begegnet dem Weltuntergang zuerst. Wie immer um diese Zeit ist sie auf dem Weg nach Hause, sie hat eingekauft, alles, was man braucht für ein Buntes Huhn. Ein warmer Eintopf ist genau das Richtige bei der Kälte. Mona geht die Straße hinunter, grüßt Greta Mallnicht, die ebenfalls auf dem Weg nach Hause ist, auf dem Weg zum Friedhof: »Tag, Greta.« Und Greta grüßt freundlich zurück, sie ahnt nichts, und Mona ahnt nichts, und wie könnten sie auch.

Aus dem Nachbarort kommend, sieht man das goldene Kreuz, weit ragt es über die bewaldeten Hügel der Umgebung. Die krumme Kirche steht im Tal, dort fließt ein Fluss hindurch, die Traufe, in der die Neugeborenen seit je von ihren stolzen Vätern untergetaucht werden, und danach können die Kinder nur noch in den Regen kommen, das Schlimmste haben sie bereits hinter sich, dem Ort mit dem ersten Schluck Brackwasser auf ewig verbunden.

Auch die beiden fahlen Herren bemerken an diesem Januartag das Kreuz. Gegen zwölf Uhr mittags rollen sie auf den

Ort zu, und gerade als Mann Nummer 1 den Kopf zum Himmel hebt, quetscht sich ein Sonnenstrahl durch die Wolken, knallt auf das Kreuz und lässt es blitzen. Nummer 2 sitzt am Steuer, und da trifft ihn der Lichtstrahl, viel zu hell für diesen Winter. Verärgert deutet er auf das Kreuz:

»Das verschwindet als Erstes.«

»Das kannst du nicht entscheiden«, sagt Nummer 1 und biegt das Infomaterial in seinen Händen. »Das entscheiden nicht wir.«

Das Kreuz reflektiert so gut es kann, es presst das Licht bis in die düstere Tiefe des Kellers hinein, wo David Wacholder am Fuße der Treppe steht. Immer hier bleibt er stehen und kann sich nicht losreißen von der Gestalt auf dem Gemälde. Sie ist in seinem Alter, und doch trennen David Jahrzehnte von diesem Menschen, den er sich so gut vorstellen kann, Jahrhunderte und der Zweifel, ob es ihn tatsächlich einmal gegeben hat, in diesem Haus, in dieser Welt. Aber wenn, denkt David, dann wäre das gut. Er muss sich beeilen, oben hört er die Schritte. Mit dem Zeigefinger streicht er über das Haar des Fremden, das Haar ist aus Öl, hart und unnachgiebig, es fehlt das Leben, und David schafft es, sich loszureißen, die albernen Träume zu vergessen. Er geht die Treppe hinauf, er bringt seinem Vater den Wein, damit der sich nicht fürchten muss, damit Ruhe ist, damit Frieden herrscht, damit es weitergehen kann wie bisher.

Träge blickt Nummer 1 über den Ort, der dort unten im Tal liegt, als würde er schlafen.

»Tote Hose«, sagt er. »Aber ist ja kein Wunder, die meisten haben sich laut Memo schon vor Jahren aus dem Staub gemacht.«

»Hast du den gesehen, da eben neben dem Schild?«, fragt Nummer 2.

»Wen?«, fragt Nummer 1, flüchtig schaut er in den Rückspiegel. »Wer soll da gewesen sein?«

»Da war so ein Junge, ich weiß nicht. Irgendwie merkwürdig.« Nummer 1 zuckt die Schultern. »Ich könnte schwören, da war wer!« Nummer 2 studiert die Welt im Spiegel, wolkenverhangener Himmel, vereinzelte Gehöfte, eine verwaiste Bushaltestelle, kahle Bäume und eine fast vergessene Landstraße. Von dem durchscheinenden Kerl mit dem seltsamen Blick ist nichts mehr zu sehen.

Bevor sie sich für das Bunte Huhn entschied, hatte Mona an diesem Morgen überlegt, ob sie sich schon an den Linseneintopf wagen soll, dann aber hatte sie den Kopf geschüttelt und zu sich selbst gesagt: »Nein, Mona, keine Linsen vor dem ersten Februar.« Das ist eine ihrer goldenen Regeln, das ist einer der Gründe, warum sie hier einige für verrückt halten. Mona macht sich nichts daraus. Solange sie im Laden an der Ecke einbezogen wird in die Plaudereien, man sie zuhören lässt beim Klatsch und Tratsch, bei der Planung des großen Jahrhundertfestes im Sommer und sie die Sorge teilen darf um alles, was jünger oder viel älter ist als man selbst, so lange ist es Mona egal, dass ab und an jemand den Kopf schüttelt über sie. Außerdem: Den Kopf schütteln sie ständig, über alles, über jeden, sogar über sich selbst, wenn kein anderer vorbeikommt; wenn man über nichts als sich selbst sich noch wundern kann. Mona hat keinen Fernseher, keinen schwarzen Kater, aber ein gemütliches Kissen und einen guten Blick auf den Hauptplatz. Niemand weiß davon, aber Mona ist mit Brille eine gute Beobachterin, und sie hört alles, sogar die Blumen hört sie wachsen im Garten, und zwar durch das geschlossene Schlafzimmerfenster.

»Und das ist doch schon was«, sagt Mona gern, sagt sie jetzt, abwesend und wieder einmal zu sich selbst, bevor sie im nächsten Moment von dem schwarzen Wagen angefahren wird.

Als er den Knall hört, geht Robert Schnee sofort in Deckung. Er hat heimlich am Fenster geraucht und fürchtet, er könne entdeckt werden. Robert ist passionierter Raucher, seine Frau Clara jedoch der Ansicht, dass so jemand wohl kaum ein gutes Vorbild für ein kleines Mädchen sein kann. Schon gar nicht für ein kleines Mädchen wie Marie, das auf die Frage, was es einmal werden wolle, wenn es groß sei, »Bin ich schon!« und »Blatabnehmerin« antwortet und damit Ärztin meint. Eine goldene Zukunft sieht Maries Mutter da am Horizont leuchten und jemanden, der die Familienpraxis hinter der Bäckerei übernimmt, und überschattet wird diese Vorstellung allein von Roberts Rauchschwaden, und daher muss er sie heimlich zum Fenster hinausblasen und bei diesem Knall schnell den Kopf einziehen und die Zigarette ausmachen, wegwerfen, aber nicht in den Müllsack. »Bloß nicht auch noch in den Müllsack«, sagt Clara immer, »das brennt doch.«

Robert taucht erst wieder auf, als Mona längst auf den Beinen ist. »Mona, ist irgendwas?«, ruft er aus dem Fenster, an dem er sich wieder schwungvoll und ausdrücklich zufällig positioniert hat. Er runzelt die Stirn, tritt zurück und öffnet den Mund zu einem altmodischen »O weh!«. Und dann setzt er noch einen drauf, Robert ruft ein außerordentliches »Mooonaal!«. Die ganze Inszenierung ist seiner Schauspielausbildung zwar angemessen, jedoch genau wie diese allen vollkommen gleichgültig: Mona steht schon wieder. Natürlich hat sie Robert vor ihrem Zusammenstoß mit dem Auto am Fenster entdeckt, aber Mona ist zu höflich, um ihn zu kränken, und so blinzelt sie zu ihm hinauf und ruft:

»Aber nein! Aber vielen Dank, Robert!«

In seiner Zufriedenheit wundert Robert sich nur flüchtig über die beiden fahlen Herren in den dunkelblauen Uniformen, über das schwarz lackierte Auto mit dem fremden Kennzeichen. Er nickt zum Abschied, ein bescheidener Abgang nach einer mittelmäßigen Vorstellung. Robert schließt das Fenster,

seinen Vorhang und setzt sich auf das runde Bodenkissen. Zeit für die Stimmübungen. Tief aus dem Zwerchfell stößt er sinnfreie Laute ins Wohnzimmer. In zwei Tagen ist die Premiere des Königsdramas im Einmanntheater, da darf er nicht fehlen.

Mona hat ihre Brille verloren, sie sieht verschwommen, aber es reicht. Auf dem Boden liegt das Gemüse, das Emblem auf dem schwarzen Wagen, kürbisgroß, kann sie gerade so erkennen: drei wilde Pferde, die einem tosenden Fluss entsteigen. Sie lässt den Blick wandern, rechts von ihr steht ein dunkelblauer Mann, links von ihr steht ein dunkelblauer Mann, auf beiden Brustkörben das Emblem. Mona kann sich nicht konzentrieren, weil sie die beiden uniformierten Männer, die sie flankieren wie Leibwächter, recht ansehnlich findet in all ihrer Verschwommenheit. Ein derartiges Bild wird sich so bald nicht wieder bieten, und Mona möchte es genießen, Möhren hin oder her, in der Hoffnung auf jemanden, der vorbeikommt und ein Foto macht, darauf zu bewundern: Mona, nahezu blind, aber für die Ewigkeit dunkelblau flankiert.

»Geht es Ihnen wirklich gut?«, fragt einer der Männer, und Mona lächelt kurz. Vor mehr als zwanzig Jahren hat sie sich eine Dauerwelle machen lassen und wahrscheinlich hat sie noch heute das allerschönste Lächeln. Monas Augen glänzen durch das Grau dieses Tages hindurch. Das Brillenglas, von dem sonst alle Blicke abprallen, ist verschwunden, und Nummer 1 sieht Mona ganz scharf und die sieht ihn schemenhaft, aber gut genug:

»Ja, nein, alles in Ordnung.«

Sie wird sich den Geeigneteren von beiden aussuchen, diese Entscheidung trifft Mona schnell, aus dem Bauch heraus, in dem immer noch ihre Mutter hockt. Nach ihrem Tod ist Monas Mutter zu chronischen Bauchschmerzen geworden, hat sich in die Unendlichkeit eines schlechten Gewissens geegraben. In Wahrheit liegt sie nicht auf dem Friedhof, unter der

Thujenhecke, nein, sie lebt weiterhin zusammen mit Mona im Haus mit der Nummer dreizehn, mischt sich ein in absolut alles und besteht auf Schinkenwürstchen im Eintopf, die Mona hinunterwürgen muss. Monas Mutter trinkt Tee und liebt Blätterteiggebäck mit Hagelzucker. Mona wird schlecht davon, trotzdem isst sie die Reste, nichts soll verkommen, und ihre Mutter schafft nicht mehr viel, seit sie nur noch in Mona residiert.

Jetzt, nach fast fünfzig Jahren Wartezeit, also die Männer, die Liebe, das Leben. Mona wählt aus. Äußerlich sind sich die beiden recht ähnlich, aber das macht nichts. Monas Mutter hat ihr nicht viel gegeben, aber immerhin den einen oder anderen wertvollen Tipp, vor allem, was die Auswahl des Richtigen angeht, des sagenumwobenen Einen. Wichtig sei zunächst die Fähigkeit, ein Rad zu reparieren, und in Monas erbsenumrankten Hinterhof stehen gleich drei davon. Die wirken aufgepumpt sicher viel weniger traurig. Außerdem soll sie auf saubere Fingernägel achten und in einer intimeren Situation auf die Leidenschaft. Der eine Mann hat sehr schöne Hände, er hält ihren Arm, als wäre der lose, er drückt ihn ein wenig zu fest, aber auch das ist genauso sehr gut. Das mit den Händen, das ist wichtig, auch für Mona, nicht nur für die Mutter.

Nummer 1 zu Monas Rechten räuspert sich und sieht sie fest an, er sieht durch Monas Hornhautverkrümmung hindurch, das sieht sogar Mona. Wann hat sie das letzte Mal jemand so angeschaut? Blicke auf Mona erinnern für gewöhnlich an Leuchtfreuerlicht, einmal gestreift wird sie, und dann wird die Botschaft weitergetragen, niemand betrachtet Mona ausgiebig. Aber dieser Mann sieht sie fest an und Mona fokussiert seine rahmspinatgrünen Augen, und Mona freut sich auf die Liebe, sie fragt sich nicht, warum gerade Rahmspinatgrün sie so entzückt.

»Wo finden wir den Bürgermeister?«, fragt der Mann, und